

Ausgrabungen der archäologischen Denkmalpflege Freiburg im Jahr 1980

Vorgeschichte

Funde der Hallstattzeit sind in den letzten Jahren nur selten geborgen worden. Dies erstaunt zunächst in einer ausgesprochenen Fundprovinz dieser Zeit, wird aber erklärlicher, wenn man bedenkt, daß Siedlungen dieser Zeitstellung nach wie vor selten sind und die Kenntnis von dieser Zeitstufe fast ausschließlich auf Grabfunden beruht. Mit Ausnahme des Fürstenhügels von Kappel a. Rh. (s. AN 18, 1977; 23, 1979), der durch den Tiefflug so stark zerstört war, daß eine Grabung unumgänglich war, sind Grabhügel der Hallstattzeit in den letzten Jahren nicht mehr gegraben worden. Vielmehr ist das Landesdenkmalamt bemüht, den schon stark reduzierten Bestand der für unsere Kulturlandschaft charakteristischen hallstattzeitlichen Grabhü-



Abb. 1: Ihringen, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald. Plan der befestigten Höhensiedlung in Gewann „Hinter Ehlen“. M. 1:1500.

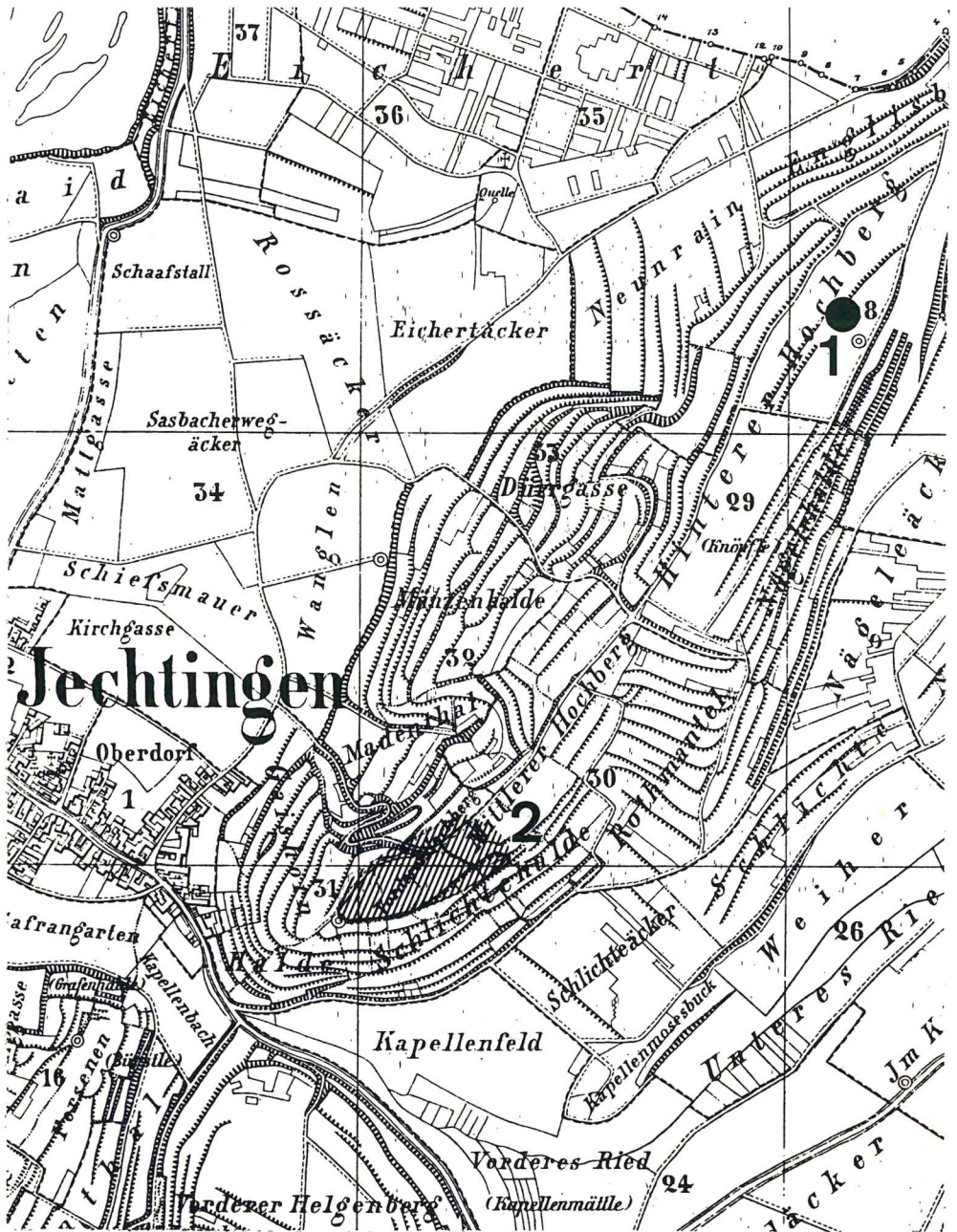


Abb. 2: Jechtingen, Kreis Emmendingen. Lage des Gräberfeldes (1) und der Siedlung (2) auf dem Hohberg. Ausschnitt aus der Gemarkungskarte im M. 1:10 000.

gel und Hügelfelder durch Eintragung in das Denkmalbuch zu erhalten. Daß dies dennoch nicht einem Verzicht auf neue Erkenntnismöglichkeiten gleichkommt, zeigen die bisher unbekannt Fundstellen, die jährlich entdeckt werden.

Eine bereits vor dem Berichtsjahr ergrabene, aber noch nicht im Plan vorgestellte befestigte Höhensiedlung der jüngeren Hallstattzeit von **Ihringen** (Gewann „Hinter Ehlen“) gibt erste Hinweise, daß auch während der Hallstattzeit die Besiedlung in den Kaiserstuhl ausgreift. Wenn auch Spuren der Innenbebauung bei dieser Höhensiedlung vollständig der Erosion zum Opfer gefallen sind, so vermitteln doch die Reste der Befestigungsanlagen ein erstes Bild von Größe und Lage dieser Siedlungen (Abb. 1): Ein schmaler Bergsporn, in der größten Ausdehnung 100 m lang und nur 35–60 m breit, wird vom westlich anschließenden Plateau durch einen breiten äußeren und einen schmalen inneren Sohlgraben abgeschnitten. Der Durchlaß im südlichen Teil des äußeren Grabens markiert das Tor. Spuren der zugehörigen Wallanlagen waren nicht mehr nachweisbar. In den Gräben fand sich reichhaltiges Fundmaterial, das aus dem Innenbereich der Siedlung abgeschwemmt worden war.

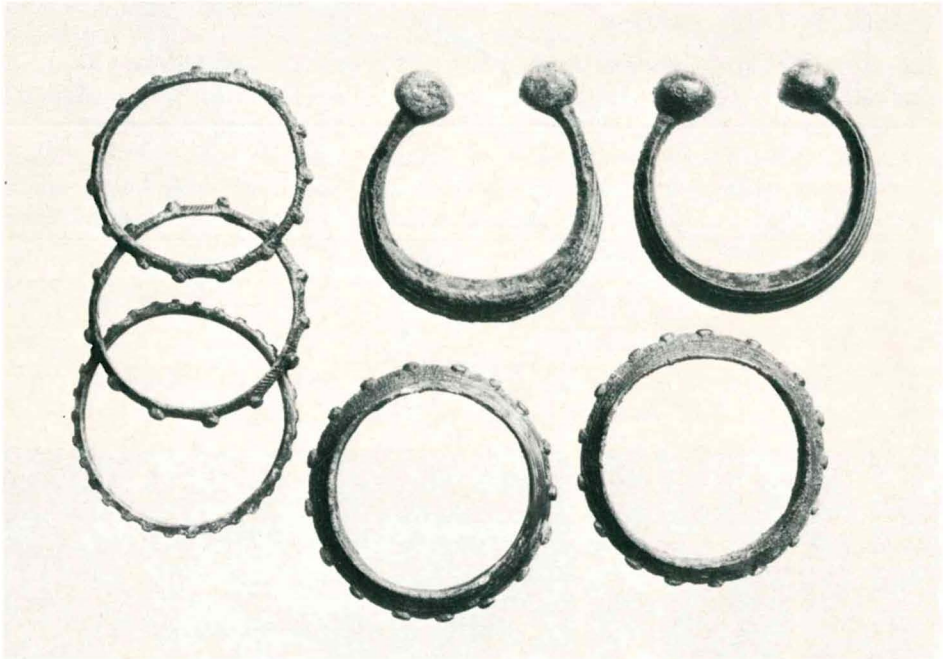


Abb. 3: Jechtingen, Kreis Emmendingen. Massive Bronzearmringe aus den Grabfunden in Gewann „Hinterer Hohberg“.

Mit dieser Siedlung fassen wir offensichtlich einen Typus der jüngeren Hallstattzeit, der neben den großen Fürstensitzen in unserem Raum (z. B. Breisach-Münsterberg, AN 16, 1976) die gängige Siedlungsform darzustellen scheint. Rohstücke von Lignit und Halbfabrikate von Lignitartringen weisen u. a. darauf hin, daß in diesen Siedlungen auch spezialisierte Handwerksbetriebe angesiedelt waren. Das zu dieser Siedlung gehörende Gräberfeld dürfen wir in dem Grabhügelfeld im Gewann „Löhbücke“ sehen, das wenig südlich der Siedlung im ebenen Kaiserstuhlvorland angelegt worden ist.

In ganz ähnlicher Lagesituation konnten im Zuge einer privaten Rebflurbereinigung auf dem Hohberg östlich von **Jechtingen** mehrere fundreiche Gruben der jüngeren Hallstattzeit geborgen werden. Die Streuung der Gruben beschränkt sich nur auf den südlichen, durch das Madental spornartig von dem schmalen Bergrücken abgesetzten Teil (Abb. 2). Eine Befestigung hat sich bisher in dem stark durch alte Terrassen veränderten Gelände nicht nachweisen lassen, dürfte jedoch in ganz ähnlicher Art und Weise wie in Ihringen vorhanden gewesen sein. Auch in dieser Siedlung ist, wie Rohstücke anzeigen, Lignitschmuck hergestellt worden.

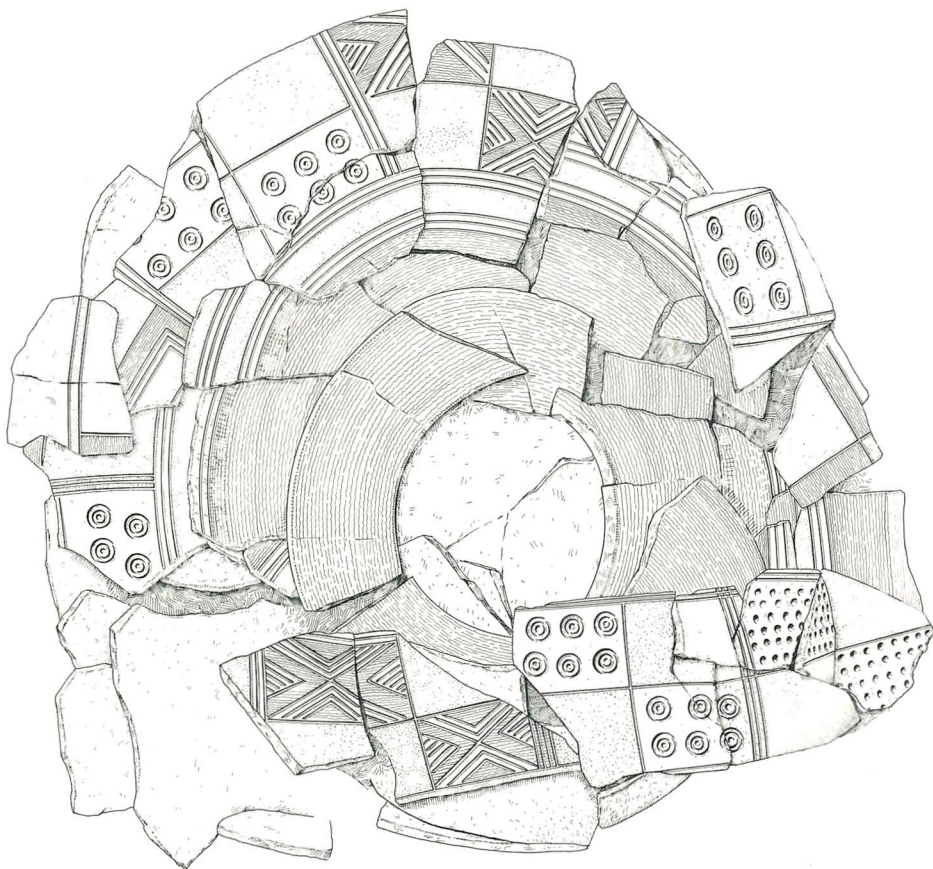


Abb. 4: Jechtingen, Kreis Emmendingen. Zeichnung eines bemalten und mit Stempeln verzierten Gefäßes im zerdrückten Fundzustand. M. 1:4.

900 m nordöstlich der Siedlung zeigten sich beim Tiefpflügen weitere Verfärbungen im Gewann „Hinterer Hohberg“ (Abb. 2). In einer kurzen Untersuchung konnten hier noch acht ungestörte Bestattungen der jüngeren Hallstattzeit geborgen werden. Es dürfte dies der letzte von der Erosion noch verschonte Teil der zu der Siedlung gehörigen Nekropole sein. Zwei reich ausgestattete Frauengräber mit fast identischer Trachtausstattung waren ursprünglich unter Erdhügeln angelegt, die übrigen sechs Bestattungen gruppierten sich als offensichtliche Nachbestattungen um diese beiden Gräber. Besonders hervorzuheben sind bei der Ausstattung der Frauengräber die massiven, reich verzierten Bronzearmringe (Abb. 3), die charakteristisch sind für einen Frühabschnitt der jüngeren Hallstattzeit. Auffallend ist, daß in den beiden reicheren Gräbern auch noch Gefäße mitgegeben worden sind, die mit ihrer Bemalung und geometrischen Verzierung an Formen der älteren Hallstattzeit erinnern (Abb. 4). Nur vier Kilometer südwestlich des hallstattzeitlichen Fürstenhügels Magdalenenberge bei Villingen war schon länger ein einzelner Grabhügel im Egwald bei **Überauchen**, Gem. Brigachthal bekannt (Abb. 5). Durch Beobachtungen der Gesellschaft für Altertums- und Brauchtumpflege Brigachthal e. V. knapp 50 m östlich des Hügels wurden einige Scherben der Hallstattzeit entdeckt. Ständige Manöverschäden in diesem Waldstück veranlaßten eine kleine

Rettungsgrabung, die zu überraschenden Ergebnissen führte. Auf kleiner Fläche konnten insgesamt sechs hallstattzeitliche Bestattungen aufgedeckt werden: drei Brandgräber und drei Körpergräber. Die Brandbestattungen (Abb. 6) dürften auch schon in die jüngere Hallstattzeit datiert werden, wie mitverbrannte Trachtbestandteile anzeigen. Die Körperbestattungen waren unter mächtigen Sandsteinpackungen angelegt. In ihrer Ausstattung gleichen sie den Nachbestattungen im Magdalenenberge völlig. Als Beispiel sei hier ein gut ausgestattetes Frauengrab vorgestellt. Neben bronzenen Haarnadeln, zwei Ohrringen aus Bronze und einem Hohlhalsring aus Bronze trug die Tote einen breiten ledernen Gürtel (Abb. 7). Dieser war mit zahlreichen kleinen Bronzезwigen besetzt und endete in einem breiten Bronzeblech, das in eine schmale Zunge ausläuft, die zum Verschließen des Gürtels in drei kleine Ringe eingehängt werden konnte (Abb. 9). Beide Unterarme schmückten aus dünnem Bronzeblech getriebene, reich verzierte Tonnenarmbänder (Abb. 8). Neben dem rechten Unterschenkel stand schließlich noch ein Miniaturgefäß aus Ton.

Bei dieser ersten Grabung war noch nicht zu klären, ob alle Bestattungen unter einem kleinen Hügel angelegt waren oder ob ein Teil der Gräber als Flachgräber anzusprechen ist. Dies wird im Zuge weiterer Grabungen zu klären sein. Zusätzlich ließen sich 60 m nördlich des sichtbaren Hügels kreisförmig angeordnete senkrecht gestellte Steinplatten feststellen, die nur als Einfassungen kleiner Hügel gedeutet werden können. Deutliche Pflugspuren an den Platten zeigen an, daß vor dem schon jahrhundertlang stehenden Wald hier einmal Ackerland gewe-

Abb. 5: Überauchen, Schwarzwald-Baar-Kreis. Ansicht des bekannten, im Gelände noch sichtbaren Grabhügels im Egwald.



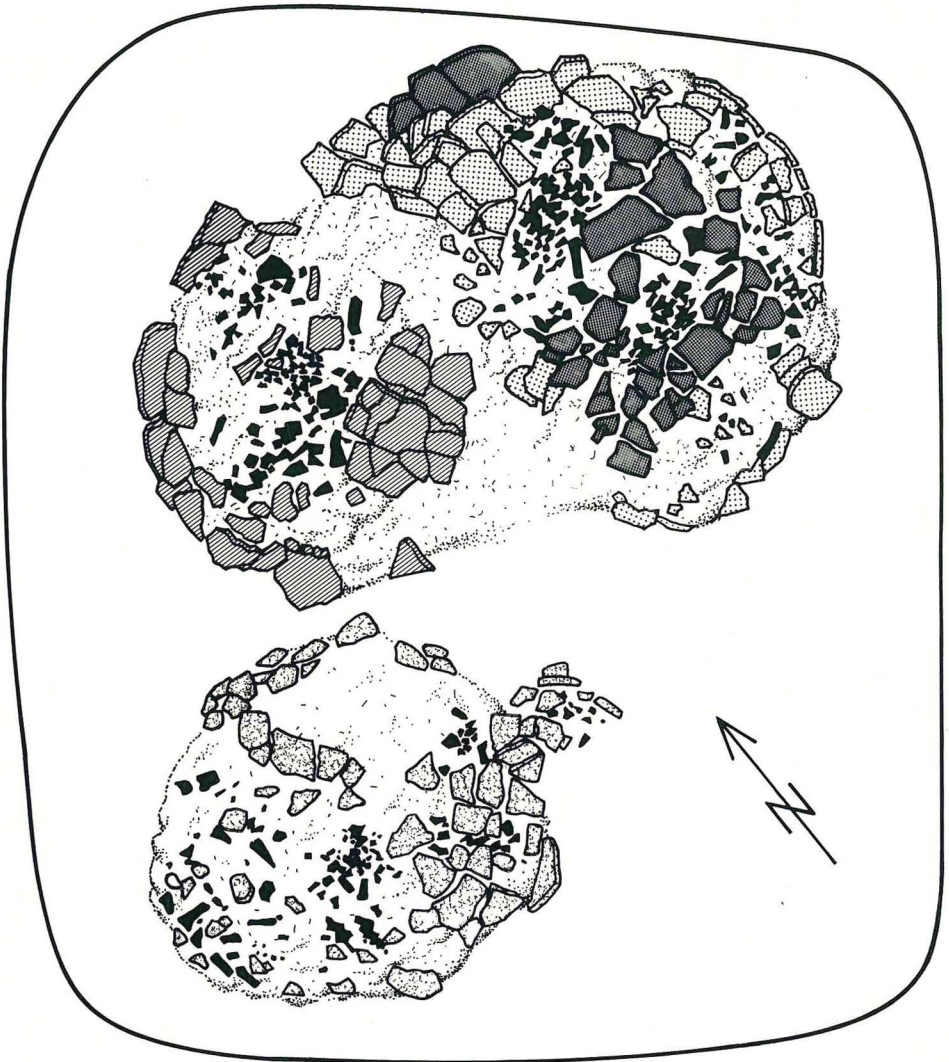


Abb. 6: Überauchen, Schwarzwald-Baar-Kreis. Zeichnung eines Brandgrabes. Die Scherben dreier Gefäße und einer zugehörigen Deckschale sind zur besseren Unterscheidung mit verschiedenen Rastern angegeben. In allen drei Gefäßen fanden sich Reste eines (?) verbrannten Toten.

sen sein muß. Es besteht daher durchaus die Möglichkeit, daß sich hier ein größeres Gräberfeld befunden hat, das zumindest teilweise aus kleinen Hügeln bestanden hat, die der Überakerung zum Opfer gefallen sind. Sicher scheint jedoch schon vor einer weiteren Grabung, daß sich in räumlich geringer Distanz neben dem Magdalenenberge ein weiterer größerer Bestattungsplatz der jüngeren Hallstattzeit befunden hat, der allerdings völlig anders angelegt war. Während beim Magdalenenberge ein mächtiger Hügel der gesamten Bevölkerungsgruppe als Bestattungsplatz diente, wurden in Überauchen mehrere kleinere Hügel nebeneinander angelegt.

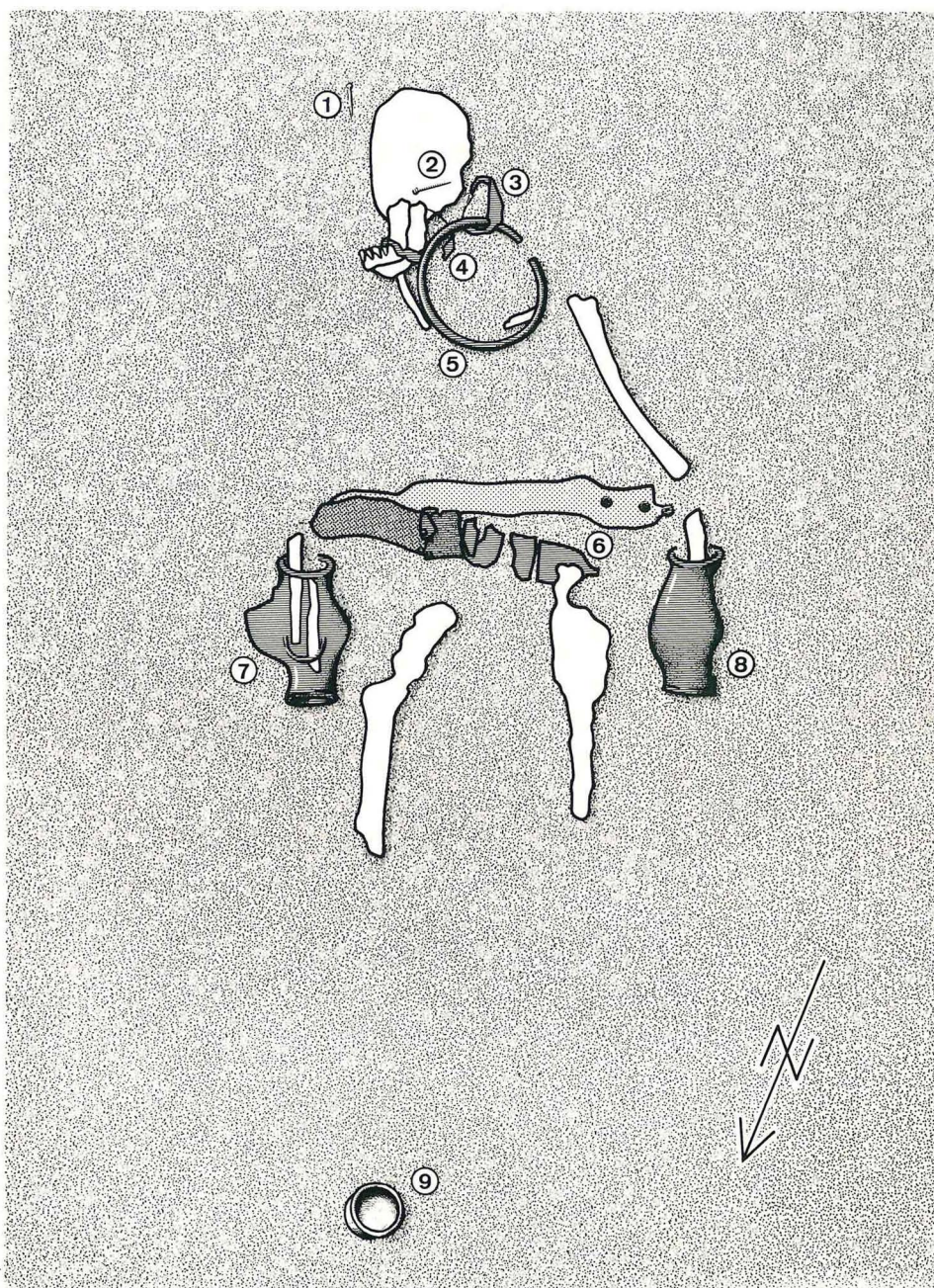


Abb. 7: Überauchen, Schwarzwald-Baar-Kreis. Zeichnung eines gut ausgestatteten Frauengraves. Vom Skelett haben sich nur Teile des Schädels, beider Arme und beider Oberschenkel erhalten (weiße Flächen). 1, 2 – Haarnadeln; 3, 4 – Ohringe; 5 – Halsring; 6 – Ledergürtel mit Bronzeblech; 7, 8 – Tonnenarmbänder; 9 – Miniaturgefäß.



Abb. 8: Überauchen, Schwarzwald-Baar-Kreis. Tonnenarmband aus Bronze im Fundzustand.

Abb. 9: Überauchen, Schwarzwald-Baar-Kreis. Fundzustand des Gürtels und der beiden Tonnenarmbänder.



Bei dem kleinen Ausschnitt, der bisher von dem hallstattzeitlichen Gräberfeld in Überauchen bekannt ist, lassen sich jetzt noch keine Aussagen über das Verhältnis dieser Bevölkerungsgruppe zu der im Magdalenenberge bestatteten machen. Wahrscheinlich scheint jedoch zu sein, daß der bis in die Neuzeit hinein betriebene Eisenabbau im Bregtal für beide Bevölkerungsgruppen den wirtschaftlichen Hintergrund darstellte.

Daß auch zunächst sehr unscheinbar erscheinende Fundkomplexe durchaus in der Lage sind neue Akzente zu verdeutlichen, zeigen drei Brandgräber von **Anselfingen**, Stadt Engen. Die Gräber sind nur sehr ärmlich mit recht unscheinbarer Keramik als Beigaben ausgestattet und waren als Flachgräber angelegt (Abb. 10).

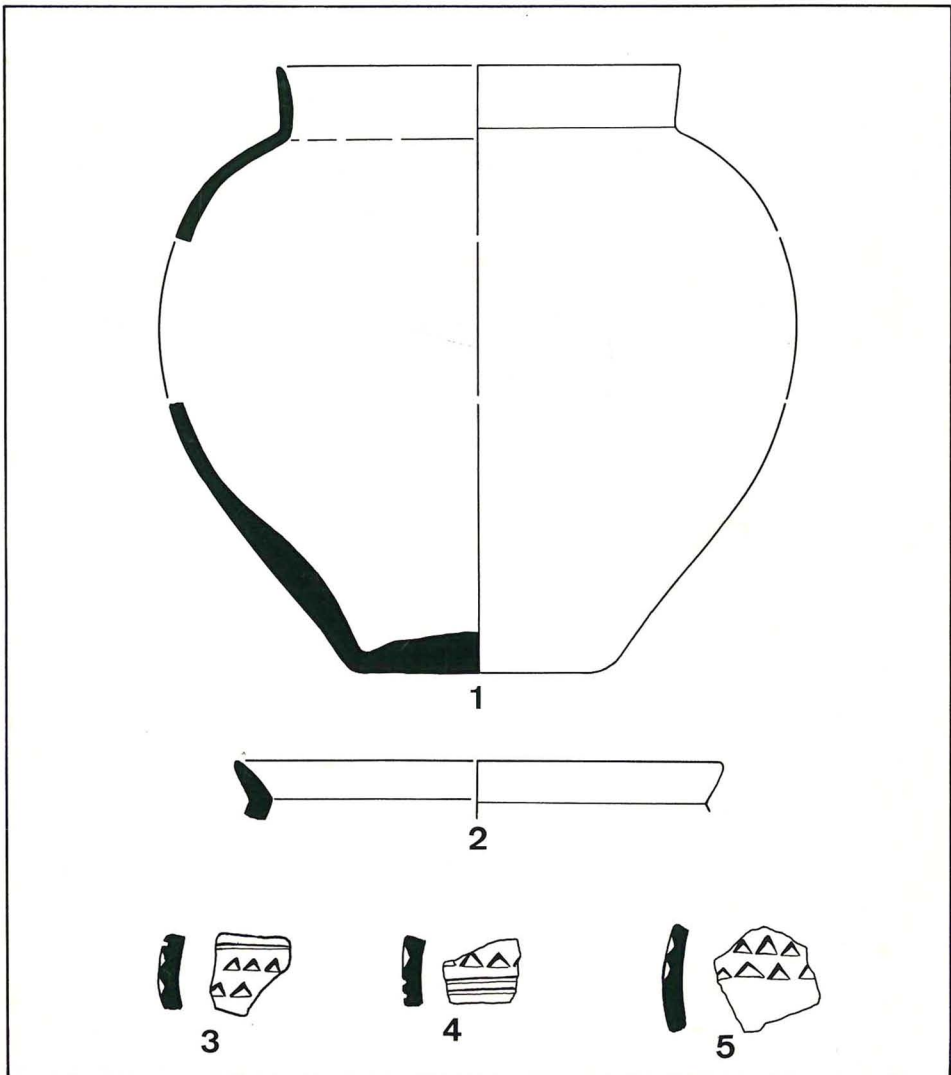


Abb. 10: Anselfingen, Kreis Konstanz. Scherben aus den Brandgräbern der Hallstattzeit. M. 1:2.

Man muß diese Grabfunde auf dem Hintergrund sehen, daß der Hegau während der Hallstattzeit zu den fundreichsten Landschaftsräumen in Südwestdeutschland zählt. Geprägt wird das Bild dieser Zeit durch die charakteristischen Graghügelfelder, in denen nach Ausweis der Beigaben offensichtlich eine wohlhabende bäuerliche Bevölkerung bestattete. Daneben haben Ausgrabungen in den fünfziger Jahren im Bereich der Singener Nordstadt ein großes Flachgräberfeld der Hallstattzeit ergeben, das zu einer Siedlung gehörte, deren Bevölkerung in stärkerem Maße Handel und Handwerk betrieb. Dies läßt sich offensichtlich auf die besonders verkehrsgünstige Lage dieser Siedlung am Fuße des Hohentwiel zurückführen. Die Flachgräber von Anselfingen scheinen nun ein erster Hinweis in die Richtung, daß neben den in aufwendigen Grabhügeln bestattenden Bevölkerungsgruppen auch im übrigen Hegau kleinere Siedlungseinheiten bestanden, die in ähnlicher Weise wie in Singen wirtschaftlich anders ausgerichtet waren.

Römische Zeit

Die Erforschung der römischen Verhältnisse in Südwestdeutschland hat mehr als in anderen Teilen des Imperiums neben dem zivilen auch einen militärischen Aspekt. Anders als bei tief im Landesinneren gelegenen Provinzen wird der Prozeß der Romanisierung, wie überhaupt die Geschichte dieses Gebietes, durch seine Grenzlage bestimmt – und durch die hier notwendige Anwesenheit römischer Truppen. Das „Dekumatland“, zu dem unser Arbeitsgebiet gehört, war in der relativ kurzen Zeit von 250 Jahren Schauplatz zunächst erfolgloser Eroberungsversuche, dann des etappenweisen Vorrückens der römischen Armee bis zum Limes, dann des Zusammenbruchs der militärischen Sicherung und schließlich der Stabilisierung einer neuen Grenze an Hoch- und Oberrhein – an der Linie, von der auch die Besetzung ihren Ausgang genommen hatte. Zeugnisse dieser geschichtlichen Vorgänge sind in erster Linie Truppenlager und Kastelle, die sich naturgemäß entlang der Reichsgrenze, dem Limes, häufen und dort mit ihrer Lage auch ihre Funktion zu erkennen geben: die militärische Sicherung der jeweils äußersten Linie, die Rom in diesem Gebiet erreicht hat. Gerade die Limeskastelle, im Lauf ihrer langen Existenz massiv in Stein ausgebaut und daher auch leicht wieder aufzufinden, sind seit den Tagen der „Reichslimeskommission“ wichtige Forschungsobjekte der provinzialrömischen Archäologie. Weniger gut erforscht, teilweise wohl auch noch unbekannt, sind dagegen die militärischen Stützpunkte, die in der Zeit der Kaiser Augustus, möglicherweise Tiberius und dann vor allem Claudius angelegt worden sind. Während die unter Augustus entstandenen Lager von einem ersten, Episode gebliebenen Übergriff berichten, (Dangstetten, Sasbach) sind die um die Mitte des 1. Jahrhunderts errichteten Kastelle Zeugnisse der ersten Okkupationsphase, die dem römischen Reich das Gebiet zwischen Hochrhein/Bodensee und oberer Donau einbrachte, dazu, wie wir in den letzten Jahren unter anderem durch Funde in Weil, Sasbach und Riegel am Kaiserstuhl erfahren haben, auch das rechte Ufer des Oberrheintals. Wesentlichen Anteil an diesem früh von Rom besetzten Gebiet hat der heutige Regierungsbezirk Freiburg. Es ist daher eine besonders wichtige Aufgabe der Freiburger Denkmalpflege, diesen schwer zu erfassenden Spuren relativ kurz belegter, aus Holz und Erde erbauten Lager und Kastelle nachzugehen und einmal gefundene Plätze nach Möglichkeit zu schützen. Denn an diesen Orten liegen die „Urkunden“ über den Beginn der Romanisierung unseres Landes, eines geschichtlichen Prozesses, der für die spätere Entwicklung von größter Bedeutung gewesen ist, ja in manchem bis in die heutige Zeit nachwirkt. Da die Zahl dieser frühen „claudischen“ Kastelle relativ gering, die Chancen für ihre Entdeckung ungleich schlechter sind als bei jüngeren Steinkastellen, stellt jeder Fund eine bemerkenswerte Ergänzung des Denkmälerbestandes wie auch unserer Kenntnisse dar. Daß eine

Entdeckung dieser Art auch unter den altbekannten Fundbeständen möglich ist, und nicht nur durch systematische Suche und Beobachtung im Gelände, zeigt der „Fall **Wyhlen**“ (Kr. Lörrach). Vor etwa 45 Jahren wurden dort, am Rheinhochufer gegenüber Kaiseraugst, die Reste eines spätantiken Brückenkastells untersucht. Im Vorgelände dieser Anlage war man auf einen Spitzgraben gestoßen, dessen Datierung jedoch unklar blieb. Funde claudischer Zeitstellung in unmittelbarer Nähe ließen damals schon die Frage zu, ob man nicht „an einen militärischen Stützpunkt in frühromischer Zeit“ zu denken habe. Die Antwort lieferte aber jetzt erst ein Fundstück, das bei der Grabung von 1937/38 unbeachtet geblieben war und 1980 bei der Revision alter Magazinbestände zutage kam: Das Fragment eines Sigillatäschälchens claudischer Zeit, gefunden in der Füllung des Spitzgrabens. 1979 schon hat Max Martin, der Leiter des Museums von Augst, ein frühromisches Kastell auf einem Übersichtsplan der Augster Region eingetragen. Er konnte dabei noch nicht ahnen, daß ein Beleg für diese Vermutung, unerkannt allerdings, schon lange dem Boden entnommen war.

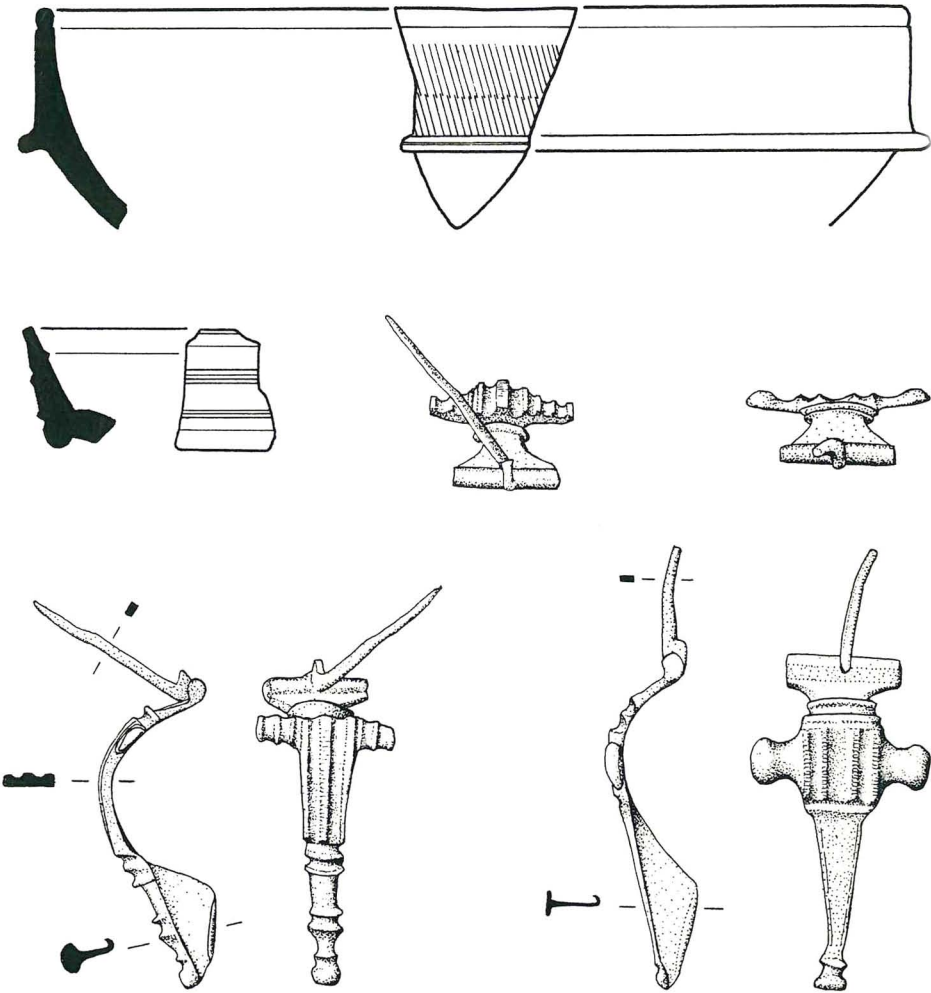


Abb. 11: Sasbach a. K. Scherben von Sigillatagefäßen (Schälchen, Teller) und Gewandschließen aus Bronze (Scharnierfibeln) sind wichtige Anhaltspunkte für eine frühe Datierung des großen römischen Truppenlagers in der Rheinebene. Natürliche Größe.

Ganz ähnliche Funde wurden 1980 auch bei den fortgesetzten Grabungen im Bereich des großen Lagers gemacht, das ein Jahr früher in **Sasbach** am Kaiserstuhl entdeckt worden war. Wie schon im Jahresbericht 1979 erwähnt, liegt hier in der Rheinebene, am Rand der heutigen Ortschaft ein größeres Kastell oder Lager, dessen Zeitstellung allerdings noch nicht gesichert war. Wenn wir heute auch in Sasbach von einer unter Claudius entstandenen Anlage sprechen, stützt sich dies auf Fundmaterial, das dem zugehörigen Lagerdorf (Canabae) entstammt. Bronzefibeln, unverzierte Sigillaten (Abb. 11) und bemalte Ware in Spätlatènetradition gehören zu den charakteristischen und chronologisch aussagefähigen Stücken. Ohne Zweifel liegt hier auf Sasbacher Boden eines der großen Basislager, von denen die militärische Besetzung des rechtsrheinischen Gebiets ausgegangen ist. Funde ähnlich früher (vorflavischer) Zeitstellung von der benachbarten Gemarkung **Jechtingen** könnten erste Hinweise für einen weiteren militärischen Stützpunkt sein, der aber trotz intensiver Suche noch nicht lokalisiert werden konnte.

Nachdrücklich unterstreichen diese Neufunde vom Kaiserstuhl die wichtige Rolle der Rheinübergänge bei Jechtingen (Sponeck) und Sasbach (Limberg) und damit auch die strategische Bedeutung der Kaiserstuhl-Nordstraße, die sich mit ihrer Fortsetzung über den Schwarzwald als Einmarschweg ebenso anbot wie der Raum um Sponeck und Limberg als Operationsbasis. Auch die spätere Geschichte dieser Landschaft erweist sich immer wieder abhängig von den gleichen militärischen Faktoren.

Trotzdem überwiegen zahlenmäßig hier wie auch sonst im Regierungsbezirk die Fundstellen und Kulturdenkmale zivilen Charakters, vor allem in Form von ländlichen Gutshöfen und dörflichen oder kleinstädtischen Siedlungen. Der Schwerpunkt denkmalpflegerischer Arbeit lag dabei im Versuch, unter den gefährdeten Fundstellen vor allem die schon bekannten und teilweise ergrabenen Plätze zu erforschen und so zu möglichst vollständigen Gebäudegrundrissen oder zusammenhängenden Ausschnitten aus größeren Siedlungsplänen zu kommen. Selbstverständlich ändert dies nichts an der Regel, alle bekannt werdenden Fundstellen sorgfältig zu registrieren. Es erscheint aber wissenschaftlich lohnender, Bekanntes zu komplettieren, in seiner Aussage vollständig zu erfassen, als an vielen Stellen nur bruchstückhafte Erkenntnisse zu gewinnen. Dies hat beispielsweise dazu geführt, daß im Bereich des römischen **Rottweil** seit vielen Jahren systematische Untersuchungen durchgeführt werden, über deren Fortsetzung im vergangenen Jahr vom Ausgräber, Dr. A. Rüschi, an anderer Stelle berichtet werden soll. Auch bei anderen Grabungsentscheidungen spielte dieser Gesichtspunkt immer wieder eine bestimmende Rolle, Grund dafür, daß in aufeinanderfolgenden Jahresberichten häufig die gleichen Plätze und Fundsituationen wieder auftauchen. So galt es in dem 1979 entdeckten Vicus von **Umkirch** (Breisgau) die fortschreitende moderne Überbauung weiter archäologisch zu begleiten. Dabei ließen sich im Hinblick auf den Gesamtplan und die daraus ablesbare Siedlungsstruktur einige Ergänzungen gewinnen, einmal im Randbereich, wo sich die gewerblichen Anlagen finden, dann aber auch im Zentrum wo bislang – glücklicherweise – nur geringe Eingriffe erfolgt sind. Ähnlich wie in Riegel oder Lahr-Dinglingen zeichnet sich auch hier eine deutliche Zweiteilung ab: Im Siedlungskern mehrperiodige Steinbauten, vermutlich beidseitig der Hauptstraße gelegen, außen herum leichte Holzbauten, die nur geringe Spuren im Boden hinterlassen haben. Der Einbau einer Bodenheizung gab die Möglichkeit, im Inneren der heutigen Pfarrkirche Teile eines größeren Steingebäudes zu untersuchen, von dem sich unter starken Aufschüttungen sogar aufgehende Wände erhalten hatten. Ein größeres Stück Wandverputz mit Spuren geometrischer Bemalung konnte geborgen werden und gibt Zeugnis von einer gewissen Bau- und Wohnqualität im römischen „Ortskern“ von Umkirch. Grundlage dieses Wohlstandes, der sich auch im archäologischen Fundgut, beispielsweise in den Münzen ausdrückt, war vermutlich der Durchgangsverkehr auf einer wichtigen Straße und die Versorgung des Umlands mit Dienstleistungen und vor allem mit handwerklichen Erzeugnissen.

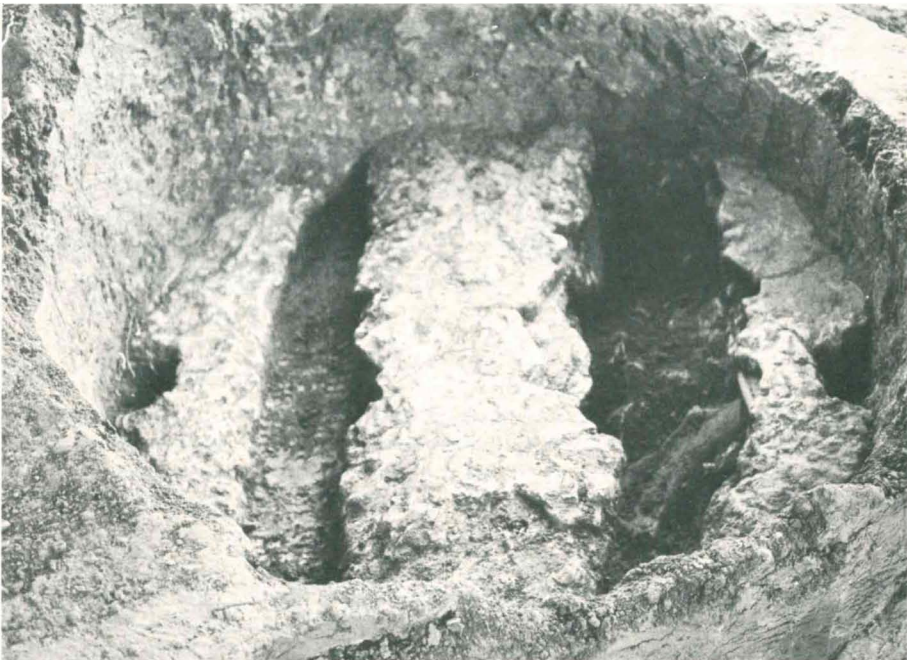


Abb. 12: Bad Krozingen, Gewann „Großer Hofacker“. Scherbenfüllung eines Töpferofens (oben). Nach dem Ausräumen zeigen sich die Stützmauern, auf denen ursprünglich der Brennrost gelegen hat (unten). Nach langer Benützungsdauer war der Ofen unbrauchbar geworden und wurde schließlich mit der „Ausschußware“ der noch im Betrieb befindlichen Öfen aufgefüllt.

Nicht allzuweit entfernt, in **Bad Krozingen** (Breisgau) konnte ein Teilaspekt dieser kleingewerblich oder manufakturmäßig betriebenen handwerklichen Produktion der Römer weiter aufgehellert werden. Seit Jahren schon wird dort ein ausgedehntes Siedlungsareal systematisch erkundet, soweit es nicht als Grabungsschutzgebiet vorerst gesichert ist. Ähnlich wie in Umkirch ist archäologisch vor allem der Randbereich erfaßt worden, wo sich neben Hinweisen auf verschiedene handwerkliche Betriebe (Eisen- und Bronzeverarbeitung, Knochenschnitzerei, Knopf- und Kammherstellung) mehrere Brennöfen einer Töpferei fanden, in der vor allem einfaches Gebrauchsgeschirr hergestellt worden ist. Vor längerer Zeit schon wurde einer von diesen hauptsächlich aus Ton gebauten Öfen als Ganzes geborgen und ins Landesmuseum nach Karlsruhe gebracht. Mit den zwei neugefundenen Exemplaren sind jetzt an dieser Stelle insgesamt sechs Öfen bekannt (Abb. 12), die in ihrer regelmäßigen Anordnung die gut durchdachte Arbeitsorganisation dieses doch schon größeren Betriebes klar erkennen lassen. Der



Abb. 13: Bad Krozingen, Gewann „Großer Hofacker“. Zwischen den Schuppen und Öfen der Töpferei fanden sich vereinzelt römische Brandgräber, darin Urnen einheimischer Herstellung. Ähnliche Gefäße kennen wir auch aus den keramischen Werkstätten in Badenweiler und Riegel, doch läßt sich die „Krozinger Ware“ dank der neuen Funde recht gut dagegen absetzen.

Grundriß eines hölzernen Werkstattgebäudes, eine Hopfpflasterung, mehrere Holzverschaltete Gruben, in denen das Tonmaterial vorbereitet wurde, schließlich Spuren weiterer Holzbauten, die vielleicht zum Stapeln des ungebrannten Geschirrs wie auch der fertigen Ware gedient haben, geben eine gute Vorstellung von den verschiedenen Einrichtungen und baulichen Elementen eines kleinstädtischen Betriebes aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert. Größere Mengen ausgeschiedener „Fehlbrände“ erlauben es außerdem, die am Ort hergestellten keramischen Formen genau zu bestimmen und damit die „Krozinger Ware“ von Gefäßen anderer Herkunft zu unterscheiden (Abb. 13). Für die Frage nach dem Absatzgebiet – und damit nach

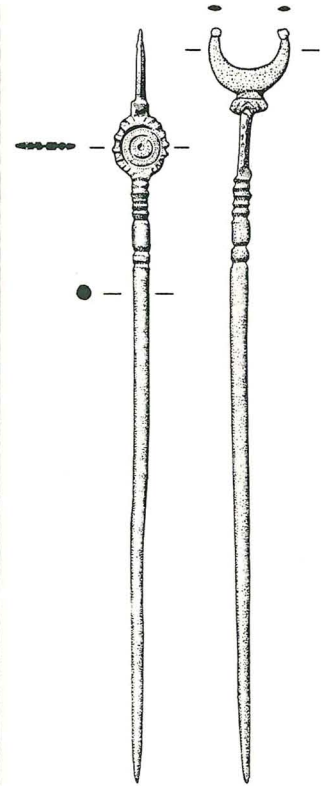


Abb. 14: Bad Krozingen, Gewann „Großer Hofacker“. Kleine Kostbarkeiten aus dem römischen Handwerkerviertel: sauber gedrechseltes Schminkdöschen aus Bein, Haarnadeln aus Bein und Bronze. Leicht vergrößert.

Abb. 15: Die Symbole von Sonne und Mond trägt eine Haarnadel aus Bronze, demnach nicht nur Schmuck, sondern auch wirksames Amulett für ihre Besitzerin. Bad Krozingen, Gewann „Großer Hofacker“. Länge 20 cm.

dem Einzugsbereich des römischen Vicus – ist dies eine wesentliche Voraussetzung. Auch die Vorstellungen darüber, was sich in der näheren Umgebung dieser Töpferei abgespielt hat, ließen sich im vergangenen Jahr erweitern. Schlachtermesser, Schreibgriffel, Haarnadeln und Schminkdöschen (Abb. 14–15) charakterisieren einen vielfältigen Fundbestand, in dem sich für uns nicht nur handwerkliche Kunst, sondern auch römischer Alltag spiegelt.

Ähnliches läßt sich zum Fundbestand des römischen Gebäudes von **Niederschopfheim** (Ortenaukreis) feststellen. Nach dem jetzt vorliegenden Grundriß der zweiperiodigen Anlage haben wir es sehr wahrscheinlich mit einem zivilen Rasthaus an der römischen Hauptstraße zu tun (Abb. 16). Diese Annahme, die im wesentlichen von der Lage des Gebäudes, von seiner Größe und der Anordnung zahlreicher Räume um einen offenen Innenhof ausgeht, wird durch verschiedene andere Beobachtungen gestützt. Gut zur Vorstellung einer Herberge paßt die farbige Ausmalung einiger Räume, ein in den Bau integriertes Bad sowie das Vorhandensein (noch nicht ergrabener) Nebengebäude. Da solche in nicht allzugroßen Abständen angelegten Plätze nicht nur der Beherbergung dienten, sondern ganz allgemein den Bedürfnissen und dem ungestörten Ablauf des Verkehrs, waren neben Stallungen und Remisen selbstverständlich auch die notwendigen Reparaturwerkstätten vorhanden. So fügen sich die hier nach-

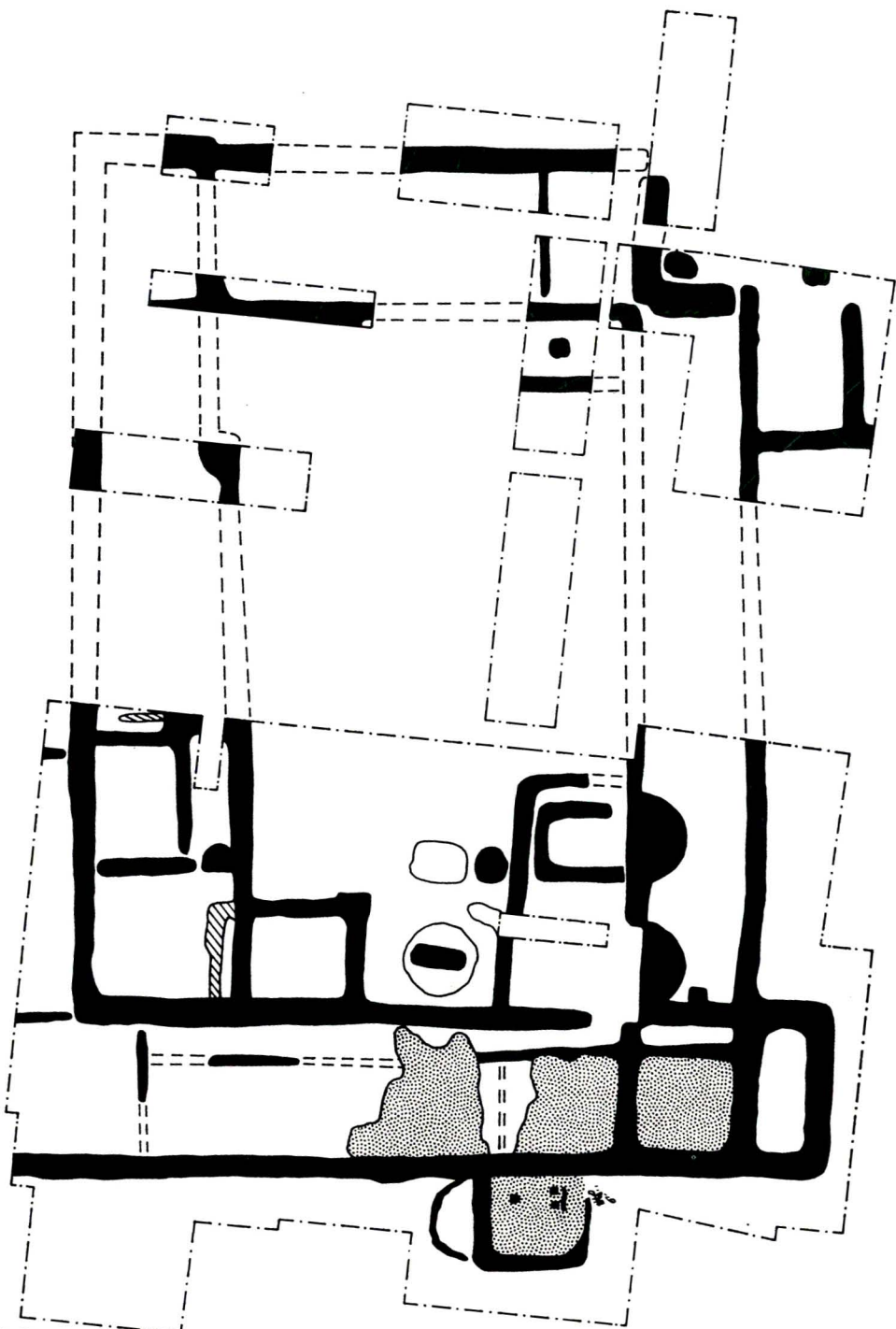


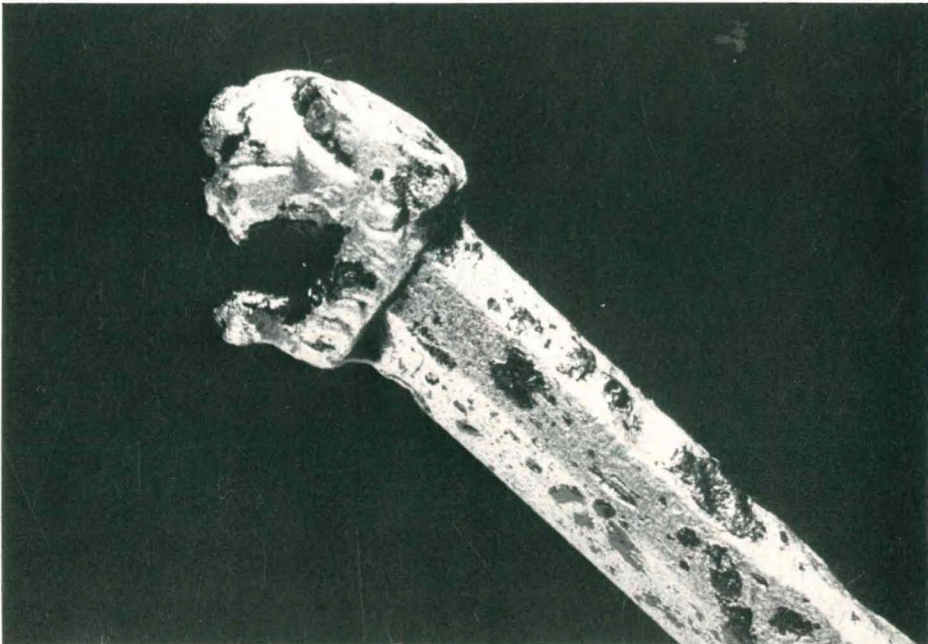
Abb. 16: Niederschopfheim, Gewann „Steinacker“. Um einen großen Innenhof gruppiert sich ein vierflügeliger Bau mit zahlreichen Räumen: Wohnteil, gewerbliche Einrichtungen und Badetrakt. Jüngere Bauperiode, Seitenlänge über 40 m.



gewiesenen Räume, in denen Eisen verarbeitet wurde, nahtlos in das „Idealbild“ einer solchen Anlage ein. Damit ist der Hintergrund für das Fundmaterial skizziert: In ihm fassen wir die unmittelbaren Spuren des Lebens in einer antiken „Posthalterei“, in der kaiserliche Kuriere, Verwaltungsbeamte, Geschäfts- und Privatleute abgestiegen sind, Reisende aus allen Teilen des römischen Reiches. So wundert es nicht, daß sich im Fundmaterial neben einfacher Gebrauchskeramik, wie sie in einer Taverne zu erwarten ist und verschiedenen eisernen Werkzeugen (u. a. eine Sense) auch besondere Stücke befinden, beispielsweise ein Messer mit einem in Eisen geschnittenen Löwenkopf am Griffende (Abb. 17). In den gleichen Zusammenhang gehört ein bei **Friesenheim** (Ortenau) von einem ehrenamtlichen Mitarbeiter gefundener Wagenaufsatz aus Bronze (Abb. 18), der uns zeigt, daß die Rheintalstraße durch die Ortenau nicht nur von Lastkarren sondern auch von kostbar ausgeschmückten Reisewagen befahren wurde. Ein ähnlicher Fund ist schon vor einiger Zeit im südlichen Abschnitt dieser Straße, in Weil, zum Vorschein gekommen (vgl. Archäologische Nachrichten 22, 1979, 28 Abb. 19).

Abb. 18: Friesenheim. In relativer Nähe der römischen Straßenstation im Gewann „Bannstude“ fand ein ehrenamtlicher Mitarbeiter der Denkmalpflege diesen Aufsatz aus Bronze, ursprünglich Teil eines römischen Reisewagens, der auf der Rheintalroute verkehrte. Länge 14 cm.

Abb. 17: Niederschopfheim. Aus dem römischen Gebäude im Gewann „Steinacker“ stammt ein Eisenmesser, dessen kantiger Griff in einem sorgfältig aus Eisen geschnittenen Löwenkopf endet.



Sorgten die römischen Fernstraßen und die mit ihnen verbundenen Siedlungen und Stützpunkte für die weiträumige Erschließung des Landes, für seine Anbindung an andere Provinzen des Reiches, so waren die Landgüter (Villae rusticae) das entscheidende Element der Binnenkolonisation, der auf Ackerbau und Viehzucht, aber auch auf Rohstoffvorkommen ausgerichteten Nutzung des Landes. Auch für diese reichhaltig vertretene, trotzdem insgesamt noch wenig erforschte Kategorie von Kulturdenkmalen galt möglichst das Prinzip der Komplettierung bereits vorhandener Ansätze. So wurden an verschiedenen Fundplätzen, darunter auch an der bekannten Villa von **Büßlingen** (Konstanz), die seit Jahren einen Schwerpunkt in der Arbeit des Konstanzer Kreisarchäologen Dr. J. Aufdermauer bildet, ergänzende Untersuchungen durchgeführt. Interessante Erkenntnisse vermittelte vor allem die Untersuchung des Badegebäudes in **Überauchen** (Schwarzwald-Baar), das zu einer größeren, im letzten Jahresbericht schon vorgestellten Villenanlage gehört (Abb. 19). Über diesen Befund soll an anderer Stelle ausführlicher berichtet werden. Hervorzuheben ist an dieser Stelle, im Vergleich mit anderen Fundplätzen, die außerordentlich gute Erhaltung vieler baulicher Details, etwa der mit Ziegelplatten verkleideten Wanne, die ein ins einzelne gehendes Studium römischer Badegewohnheiten und der dafür notwendigen Einrichtungen erlauben.

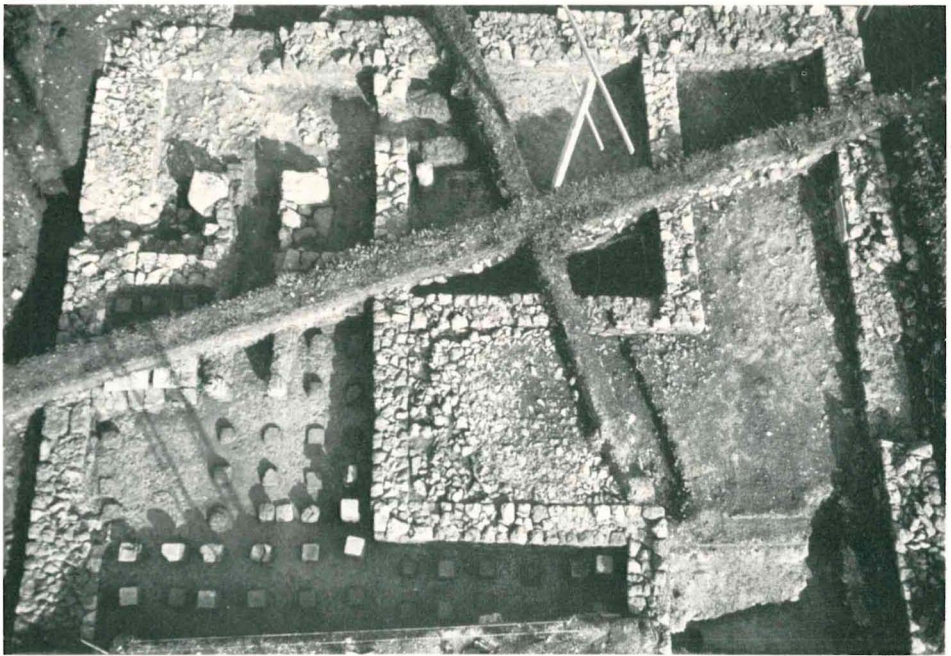


Abb. 19: Überauchen. Blick von der hohen Leiter auf das römische Badegebäude. Deutlich sind die kleinen Pfeiler der Hypokaustheizung und andere Details zu erkennen.

Das Schwergewicht der Grabungstätigkeit im Bereich römischer Villen lag allerdings eindeutig in **Müllheim** (Breisgau-Hochschwarzwald) wo gemeinsam mit der Abteilung „Archäologie des Mittelalters“ der gesamte Innenraum der dem heiligen Martin geweihten ehemaligen Pfarrkirche untersucht werden konnte. Schon vor Beginn der durch Umbauarbeiten ausgelösten Grabungen nämlich stand fest, daß sich die Kirche auf römischem Untergrund erhebt, daß also St. Martin in Müllheim zu den auch in unserem Arbeitsgebiet immer zahlreicher werdenden Kirchen gehört, die an eine römische Situation anschließen.

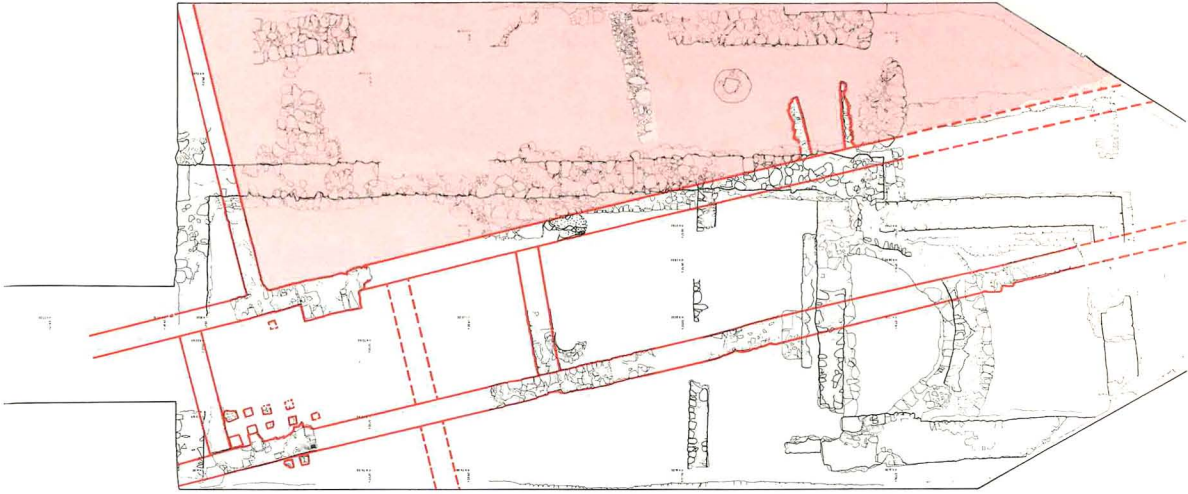


Abb. 20: Müllheim. Kirche St. Martin. Unter den verschiedenen mittelalterlichen Kirchenbauten liegt ein wahrscheinlich vierflügeliger Bau (rot umrandet) um einen rechteckigen Innenhof (gestert). Er weicht in der Richtung deutlich von den jüngeren kirchlichen Bauten ab. Diese schließen also nicht unmittelbar an die römische Bausubstanz an, benützen aber das römische Ruinengelände und wahrscheinlich auch das hier anstehende Baumaterial. Die Gründe für diese „Platzkontinuität“ liegen aber tiefer und sind wahrscheinlich in Rechts- und Besitztraditionen zu suchen, die von der römischen in die mittelalterliche Zeit hinüberreichten.

Schon in den oberen Schichten, im Bereich verschiedener Vorgängerbauten der heutigen Kirche, zeigten sich immer wieder römische Fundstücke. Lange schien es allerdings so, als ob durch diese jüngere Bautätigkeit alles Ältere abgetragen sei, bis sich schließlich herausstellte, daß für die mittelalterlichen Kirchen erhebliche Veränderungen des Terrains notwendig gewesen waren, in Form starker Aufschüttungen, unter denen sich die römischen Befunde zumindest teilweise vorzüglich erhalten hatten. Im freien Ackerland gelegen, wäre die Villa von Müllheim mit Sicherheit ebenso wie viele ähnliche Plätze der späteren Überpflügung weitgehend zum Opfer gefallen.

Was sich im Schutz der jüngeren Kirchenbauten erhalten hat, ist allerdings nur ein Ausschnitt aus einer sehr viel größeren Anlage, die mit Sicherheit aus mehreren Gebäuden bestand. Gefunden wurden Teile des Wohnhauses, angelegt um einen rechteckigen Innenhof (Abb 20). Beim Abschluß der Arbeiten freigelegt war schließlich ein großer Teil des schmalen südlichen Trakts und der Ansatz des Westflügels, der als Haupt- und Eingangstrakt vermutlich mit einer besonders schönen Außenfassade versehen war. Dieser Teil liegt allerdings hauptsächlich unter dem Turm bzw. vor dem Eingang der Kirche, wo Grabungen nicht möglich waren. Sicher ist allerdings jetzt schon, daß dieses Gebäude zu den größten hierzulande bekannten römischen Bauten zählt, daß es Kernstück und Mittelpunkt einer der bedeutendsten Villen des Oberrheintals gewesen ist. Hinweise auf eine entsprechende Ausstattung fanden sich in Form von Mosaiksteinchen und Resten von Wandmalerei. Zwei boden- und wandbeheizte Räume im westlichen Trakt verstärken den Eindruck komfortablen Wohnens unter optimalen Bedingungen, wozu die herausgehobene, sorgsam ausgewählte Lage mit weitem freiem Ausblick einen erheblichen Teil beigetragen hat. Ein guter Weinkeller durfte dabei nicht fehlen. Hier gibt es sogar mindestens zwei, wahrscheinlich drei bis vier tief in den Untergrund eingegrabene Räume, die vom Innenhof her zugänglich waren. Leider konnten diese Keller, die teilweise durch wertvolle mittelalterliche Bausubstanz überlagert sind, nur teilweise ausgegraben wer-

den (Abb. 21). Trotzdem konnten gerade dabei interessante, auch für die Zeitbestimmung des Gebäudes wichtige Funde gemacht werden. Als Besitzer einer solchen großen „Villa rustica“ müssen wir uns eine wohlhabende römische Familie vorstellen, die ihre wirtschaftlichen Grundlagen wahrscheinlich nicht nur in der Landwirtschaft besaß. In Müllheim bietet sich ein

Abb. 21: Müllheim, St. Martin. Blick von der Kirchendecke auf die römischen und mittelalterlichen Befunde unter dem heutigen Kirchenboden.



Zusammenhang mit dem nahegelegenen Kur- und Badeort **Badenweiler** an, der in römischer Zeit große Bedeutung hatte, nicht zuletzt für die Bevölkerung der relativ nahegelegenen römischen Stadt von Augst (Augusta Raurica) in der Nähe von Basel. Auch in den bekannten Thermenanlagen von Badenweiler sind im vergangenen Jahr umfangreiche archäologische Untersuchungen angelaufen, Vorarbeiten für die dringend notwendige Restaurierung dieses bedeutenden Kulturdenkmals, über deren teilweise überraschende Ergebnisse allerdings erst zu einem späteren Zeitpunkt berichtet werden soll.



Abb. 22: Weil am Rhein. Glasurnen aus dem römischen Gräberfeld. In mehreren Fällen dienten solche Glasgefäße als besonders kostbare Behältnisse für den „Leichenbrand“, die nach der Verbrennung auf dem Scheiterhaufen sorgsam herausgelesenen Skelettreste. Funde dieser Art sind im Regierungsbezirk bisher nur an sehr wenigen Stellen zutage gekommen.

Anders als etwa in der Merowingerzeit, wo sich unsere archäologischen Kenntnisse hauptsächlich aus der Untersuchung großer Reihengräberfelder ergeben, gehören in unserem Gebiet römische Grabfunde nach wie vor zu den Seltenheiten. Meist werden außerdem nur einzelne Brandgräber oder kleinere Gruppen aufgedeckt, so daß jede Gelegenheit genutzt werden sollte, den Bestattungsort einer Villa oder einer größeren Siedlung vollständig auszugraben. Meist sind auch die relativ flach liegenden Urnengräber (oder andere Grabformen) stark gefährdet, vor allem in landwirtschaftlich genutzten Arealen. So sah es beispielsweise in **Weil** (Kr. Lörrach) aus, wo die weitere Untersuchung des 1977 entdeckten römischen Gräberfeldes deshalb nicht auf die lange Bank geschoben werden durfte. Schon die ersten von insgesamt 60 Gräbern, – etwa 10 waren schon 1978 und 1979 untersucht worden – bestätigten die hohe Dringlichkeitsstufe, die diesem Fundplatz eingeräumt worden war. Fast unter der Grasnarbe lagen teilweise Gläser, Tongefäße und andere Beigaben (Abb. 22–23). Jeder noch so geringfügige Eingriff in den Boden hätte zu einer weitgehenden Zerstörung der Befunde geführt, die jetzt noch einigermaßen intakt angetroffen wurden.

Die zum Teil reichhaltig ausgestatteten Gräber gehören in die Zeit vor der Mitte des 1. bis zum ausgehenden 2. Jahrhundert nach Chr. Auch wenn nicht der ganze Friedhof erfaßt werden konnte, sind damit doch wichtige Aussagen möglich geworden. Wohl solange die römische Siedlung von Weil bewohnt war hat man hier die Verstorbenen bestattet, viele Generationen lang. Von diesem Gräberfeld lassen sich damit auch Rückschlüsse auf die wenig bekannte Ortschaft ziehen, die neuerdings von der Schweizer Forschung mit dem seit langem gesuchten „Ariabinnum“ der Peutinger-Tafel gleichgesetzt wird (Abb. 24). Ursprünglich vielleicht als Kastellort entstanden, (Fundstücke vor der Mitte des 1. Jahrhunderts weisen auf militärische

Abb. 23: Weil a. Rh. Ein feintoniger Becher mit einer freihändig aufgetragenen Jagdszene in flachem Relief gehört zu den auffälligsten und kostbarsten Funden aus dem römischen Brandgräberfeld. Ähnliche Stücke, wenn auch weniger gut erhalten, sind aus der nahe gelegenen Siedlung bekannt geworden. Natürliche Größe.



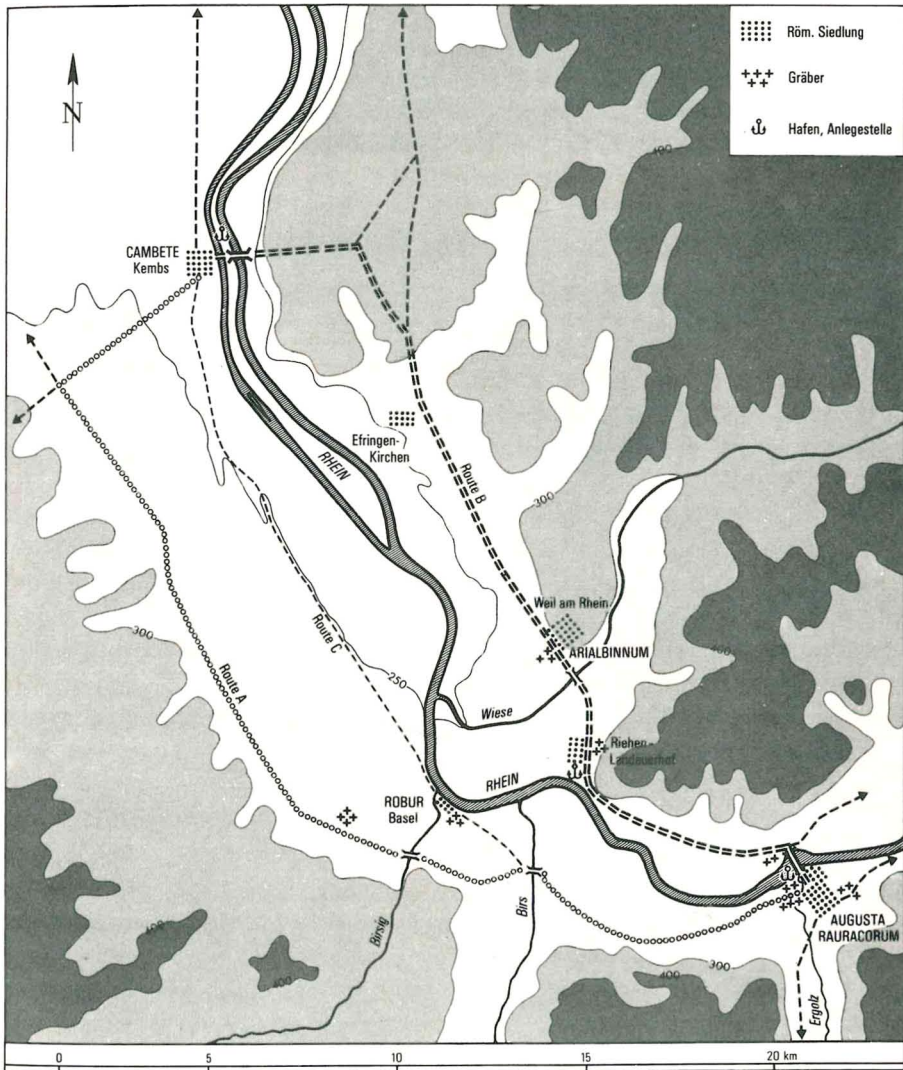


Abb. 24: Römische Straßenverbindungen im Basler Raum mit Einzeichnung der vermuteten Siedlung Arialbinnum nahe der heutigen Ortschaft Weil a. Rh. Aus der Karte wird auch die strategisch wichtige Lage dieses Platzes nahe der Furt durch die Wiese gegenüber dem Baseler Rheinknie deutlich (n. M. Martin).

Zusammenhänge) hat dieser Platz danach eine rein zivile Bedeutung erlangt, offenbar im Zusammenhang mit der Hauptstraße, die von Augst her auf der rechten Rheinseite über Riehen und Weil nach Norden führte und bei Kleinkems eine Möglichkeit zum Übergang ins Elsaß bot. In den Grabfunden spiegelt sich ein gewisser Wohlstand der Bewohner des römischen Weil, die vermutlich in erster Linie vom Verkehr auf dieser Straße lebten. Besonders in der Keramik deuten sich Beziehungen an, die über den Strom in die linksrheinischen Nachbargebiete führen. Die alte archäologische Erkenntnis, daß der Rhein trotz aller offizieller Grenzziehungen für kulturelle Einflüsse immer durchlässig gewesen ist, hat sich damit ein weiteres Mal bestätigt, nicht zufällig im Basler Raum, wo auch die geographischen Vorausset-

zungen für das Zusammenfließen verschiedener kultureller Strömungen besonders günstig sind. Diese Aspekte lassen sich hier allerdings ebensowenig weiterverfolgen, wie es auch unmöglich ist, im Rahmen eines knappen Berichtes die Aussagen zu Bevölkerungsstruktur, Sozialgeschichte, Siedlungsform aber auch zu Totenbrauchtum und religiösen Vorstellungen im einzelnen herauszuarbeiten. Hier müssen wir uns mit dem Hinweis begnügen, daß es die rund 70 bis jetzt bekannten Gräber aus Weil erlauben werden, Fragen dieser Art zu stellen und in gewissen Grenzen auch zu beantworten. So sind beispielsweise religionsgeschichtliche Aufschlüsse von der Beigabe menschen- oder tiergestaltiger Tonstatuetten zu erhoffen (Abb. 25), Informationen damit auch über die Herkunft und ethnische Zugehörigkeit der „römischen“ Bewohner dieses Platzes.



Abb. 25: Ein Liebespaar aus gebranntem Ton, Beigabe in einem Brandgrab von Weil a. Rh. Obwohl in römischer Zeit als Massenware hergestellt, ist die Beigabe menschen- oder tiergestaltiger Terrakotten hierzulande selten. Landschaftliche und religiöse Unterschiede scheinen sich in diesem Grabbrauch auszudrücken. Natürliche Größe.

Gerade die religiösen Äußerungen, soweit sie für uns archäologisch faßbar werden, bieten innerhalb der auf den ersten Blick so homogen erscheinenden römischen Sachkultur ein Instrument der Differenzierung. Ethnische Gruppierungen lassen sich manchmal erkennen, manchmal auch nur Kultgemeinschaften, die aber oft durch gemeinsame Herkunft oder ähn-

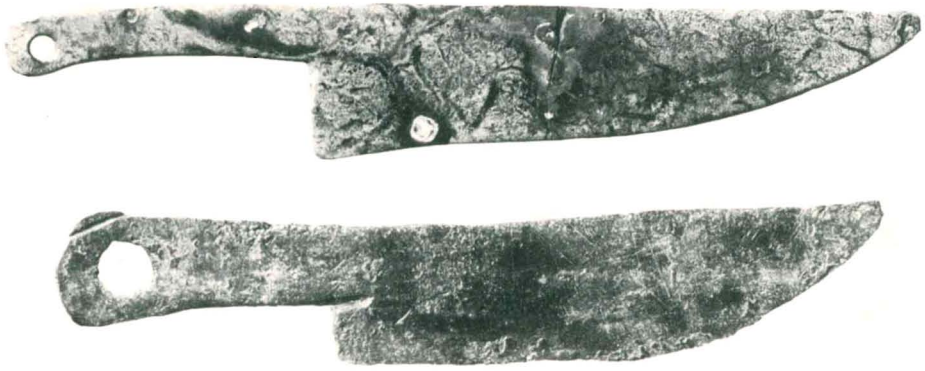
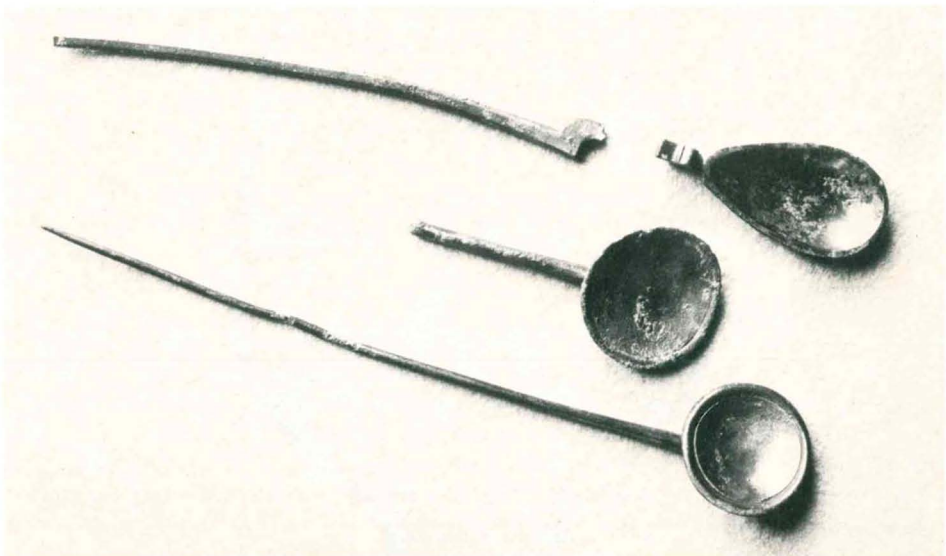


Abb. 26: Riegel a. K. Steingebäude nahe beim Mithrasheiligtum. In einem Raum, der einer kleinen Kultgemeinschaft als Versammlungsort diente, fanden sich diese Bronzemesser, die mit Sicherheit zu rituellen Handlungen gedient haben. Darauf weist neben den besonderen Fundumständen auch das in römischer Zeit für solche Geräte ungewöhnliche Material. Natürliche Größe.

lichen sozialen Stand ihrer Mitglieder geprägt sind. Immer wieder ist es faszinierend, in oft nur unscheinbaren Bodenfunden auf die Vielfalt römischer Glaubensvorstellungen zu stoßen, die dank einer wohldurchdachten staatlichen Toleranz nebeneinander existierten. Seit längerem ist in **Riegel** am Kaiserstuhl ein Heiligtum des orientalischen Mithras bekannt, von dem wir sogar den Stifter kennen, der gleichzeitig wohl der Gründer und erste Vorsteher dieser Kultgemeinschaft gewesen ist (vgl. Archäologische Nachrichten aus Baden 14, 1975, 10). Grabungen in der Nähe dieses Heiligtums haben jetzt Aufschlüsse über eine weitere Kultgemeinschaft erbracht, die keinen eigenen Tempel besaß, sondern nur einen Raum in einem größeren aus Stein aufgerichteten Gebäude. Schon bei der mehrere Jahre zurückliegenden Grabung waren

Abb. 27: Riegel a. K. Im gleichen Kultraum wie die Bronzemesser (Abb. 26) fanden sich diese Löffel; Hinweise wahrscheinlich auf rituelle Mahlzeiten, die hier stattgefunden haben. Verkleinert.



Münzfunde und die eingegrabenen Reste eines Tieropfers aufgefallen. Nach der Restaurierung der Metallobjekte in der Werkstatt des Landesdenkmalamtes überblicken wir jetzt den gesamten Fundbestand aus diesem Raum: Ungewöhnliche Messer aus Bronze (Abb. 26) und mehrere Bronzelöffel (Abb. 27) legen den Gedanken nahe, daß hier rituelle Mahlzeiten abgehalten wurden, in Zusammenhang mit Opfer und Gottesdienst. Haarnadeln aus Bronze und Bein weisen daraufhin, daß auch (oder nur?) Frauen zu dieser kleinen Gemeinschaft gehörten, die sich mit derart bescheidenen Verhältnissen abfinden mußte. Vielleicht war es ein privat zur Verfügung gestellter Raum, ähnlich wie wir es von kleinen frühchristlichen Gemeinschaften kennen. Alles spricht dafür, daß auch dieser ungewöhnliche Riegeler Befund in den Zusammenhang orientalischer Religionen gehört, die mit Soldaten und Kaufleuten in die westlichen Teile des römischen Reiches gelangt sind, und dort teilweise für lange Zeit Fuß gefaßt haben.

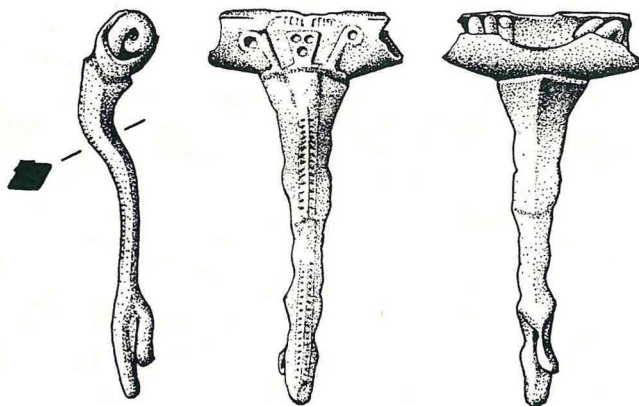
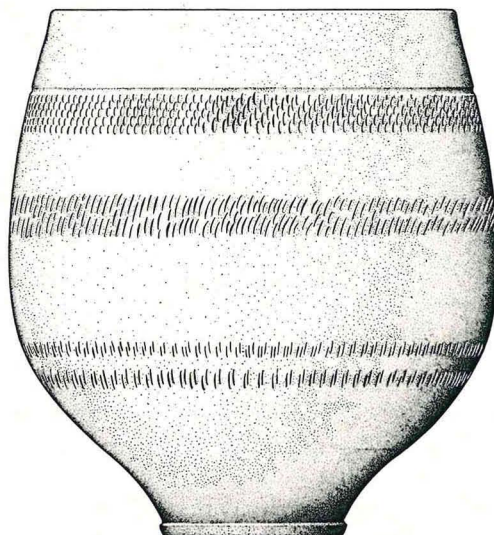


Abb. 28: Engen. Bronzefibel aus der Zeit der ersten römischen Besetzung des Landes zwischen Hochrhein und Donau. Natürliche Größe.

Abb. 29: Sasbach a.K. Feintoniger, glasschliffverzierter Becher aus einem römischen Brandgrab. M. 1:2.



Vor allem mit Grabungen im Bereich früherer Militäranlagen, in Gräberfeldern und an Kultplätzen sind unsere Kenntnisse über die römische Zeit wesentlich gefördert worden. Funde wie der einer frühromischen Fibel (Abb. 28) aus **Engen** (Kr. Konstanz) oder eines Brandgrabes mit glasschliffverziertem Becher (Abb. 29) aus **Sasbach** (Kr. Emmendingen) – um nur zwei wichtige Punkte zu nennen – deuten jetzt schon kommende Arbeitsfelder an, auf denen die hier kursorisch angesprochenen Fragen weiter behandelt und einer Lösung nähergebracht werden können.

Merowingerzeit

Könnte man Denkmalpflege als Forschung betreiben, die besonders wichtige und interessante Fragen durch planmäßige Grabungen zu beantworten sucht, wäre ohne Zweifel die merowingerzeitliche Siedlung von **Sasbach** am Kaiserstuhl großflächig und systematisch weiter untersucht worden. Allzu einseitig ist bis heute das Bild der frühmittelalterlichen Verhältnisse durch die große Zahl der Reihengräberfelder und ihre reichen Fundmaterialien geprägt, in denen sich zwar die Welt der Lebenden abzeichnet, aber eben doch unter den besonderen Umständen des Todes, des mit der Bestattung verbundenen Brauchtums und Jenseitsglaubens. Wenn sich auch in den letzten Jahren die Zahl der archäologisch festgestellten Siedlungen deutlich vermehrt hat zählen doch immer noch aussagefähige Planausschnitte oder gar vollständige Siedlungspläne zu den Seltenheiten. Denkmalpflege jedoch kann nur in Grenzen einer wissenschaftlichen Fragestellung folgen, wenn nicht noch andere, zwingende Gründe für eine Grabung vorliegen. So konnte in der Siedlung von Sasbach nur ein relativ kleiner Teilbereich mit mehreren in die Erde eingetieften Grubenhäusern aufgedeckt werden. Für die Erfassung großer ebenerdiger Pfostenbauten oder anderer großflächiger Gebäudespuren waren die untersuchten Flächen dagegen zu klein. Immerhin ließ sich das von den Grabbeigaben doch stark abweichende Fundmaterial spürbar vermehren. Dies gilt vor allem für die Keramik, der als „Siedlungsanzeiger“ ein besonderer archäologischer Wert zukommt – die wir, anders ausgedrückt, in allen ihren regionalen Ausprägungen kennen müssen, um beispielsweise Lesefunde auf Äckern oder bisher unbestimmbare Altbestände im Museum richtig beurteilen zu können. Daneben gab es auch einige Funde aus Metall und Bein, darunter ein zweireihiger Kamm (Abb. 30), die aber insgesamt doch spärlich bleiben und uns zeigen, daß man mit wertvollen Dingen sorgsam umgegangen ist. Und wertvoll war damals eben auch ein simpler Nagel oder ein eisernes Messer. Vor dem Hintergrund solcher „ärmlicher“ Siedlungsfunde wird erst richtig bewußt, welche ungeheuren Reichtümer – nach den Maßstäben der damaligen Zeit – mit jeder abtretenden Generation in die Gräber gekommen, durch die Sitte der Totenbeigaben den Lebenden entzogen worden ist. Es liegt nahe, darin einen der Gründe für den wirtschaftlichen Niedergang der freien bäuerlichen Bevölkerung zu sehen, der schließlich bis in die Leibeigenschaft des Mittelalters führte.

Einen gewissen Ausgleich für die vorerst nicht mögliche systematische Ausgrabung dieses frühgeschichtlichen Dorfes bot die Entdeckung eines zweiten Wohnplatzes der gleichen Zeit in unmittelbarer Nähe, auf der gleichen Gemarkung. Diese Entdeckung unterstreicht die Bedeutung, die dem Ort Sasbach in der Merowingerzeit zukam, der bevölkerungsstark und expansiv in seinem unmittelbaren Vorfeld weitere Siedlungsableger gebildet hat. Aus den Grabungen der letzten Jahre, die unter anderem Adelsgräber und eine Burg ans Tageslicht brachten, wissen wir, daß dieser Platz seine lebhaftere Entwicklung dem fränkischen Königtum verdankt, das hier einen Stützpunkt seiner Landesherrschaft eingerichtet und wahrscheinlich durch Ansiedlung fränkischer Familien gesichert hat.

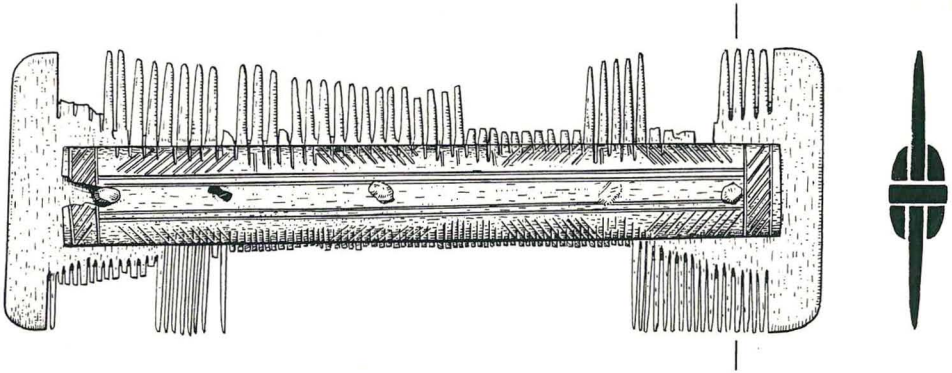


Abb. 30: Sasbach a. K. Aus einer frühmittelalterlichen Siedlungsgrube stammt ein zweireihiger Kamm mit eingravierter Verzierung, ein Typ, wie er häufig auch in Reihengräberfeldern des 7. Jahrhunderts gefunden wird.

Die Frage nach Einfluß und Gegenwart der Franken im alamannischen Siedlungsraum war auch bei zwei anderen Grabungen im Oberrheintal gestellt. In **Urloffen** (Ortenau) war dies eigentlich ganz selbstverständlich, da wir im Bereich der nördlichen Ortenau die Siedlungsgrenze zwischen Franken und Alamannen ansetzen dürfen. In jedem Fall hat sich bei den hier untersuchten Gräbern ein enger Zusammenhang mit dem fränkischen Gebiet ergeben, im Bestattungsbrauch wie in den Beigaben, so daß sich der Gedanke an fränkische Bewohner aufdrängt. Leider ist dieser für die „Kontaktzone“ zwischen Alamannen und Franken wichtige Friedhof nur noch in Resten erfaßbar. Über Jahre hinweg sind hier durch allmähliche Überbauung weitreichende Zerstörungen erfolgt, die es verbieten, diesen Fundplatz systematisch zu analysieren – ein schwerer Verlust gerade in diesem relativ fundarmen Gebiet. Auch die Untersuchung von etwa 30 Gräbern war erst möglich, nachdem in einer Baugrube weitere Zerstörungen erfolgt waren (Abb. 31), auf die aber dieses Mal ehrenamtliche Mitarbeiter aufmerksam wurden. Die Beobachtungen und Funde aus dem noch erhaltenen Friedhofsteil geben eine Vorstellung davon, was an dieser Stelle schon verlorengegangen ist, nicht nur an Erkenntnismöglichkeiten sondern auch an wertvollem Kulturgut. Eine silbertauschierte Gürtelgarnitur aus einem Männergrab des 7. nachchristlichen Jahrhunderts (Abb. 32) mag dafür als Beispiel stehen.

Ganz anders waren die Erwartungen, die sich an die Untersuchung der Martinskirche in **Müllheim** (Kr. Breisgau-Hochschwarzwald) knüpften. Zu den verschiedenen Gründen, die für eine möglichst vollständige Aufdeckung des Kirchenraumes sprachen (Umbau des Kircheninneren), zählte auch die Vermutung einer merowingerzeitlichen Kirche und der zugehörigen, vielleicht reichhaltig ausgestatteten „Stiftergräber“. In Müllheim wiesen alle Indizien auf eine solche Situation, wie sie beispielsweise schon lange aus der Kirche von St. Peter in Lahr-Burgheim bekannt ist. Hier in Müllheim war mit dem Patrozinium ihres Nationalheiligen ein besonders deutliches Indiz für die frühmittelalterliche Anwesenheit von Franken, vielleicht einer fränkischen Adelsfamilie vorhanden. Auch wies die spätere Geschichte der Müllheimer Kirche auf einen gewissen Rang schon in der Frühzeit hin. Diese ohne Zweifel hochgespannten archäologischen Erwartungen haben sich zwar nicht ganz erfüllt, doch ist mit der Entdeckung eines frühmittelalterlichen Steinsarkophags ungewöhnlicher Form der Nachweis einer adligen Familie, wahrscheinlich des 8. Jahrhunderts, in Müllheim gelungen. Der Befund spricht dafür, daß der Sarkophag von einer anderen ursprünglichen Stelle hierher gebracht

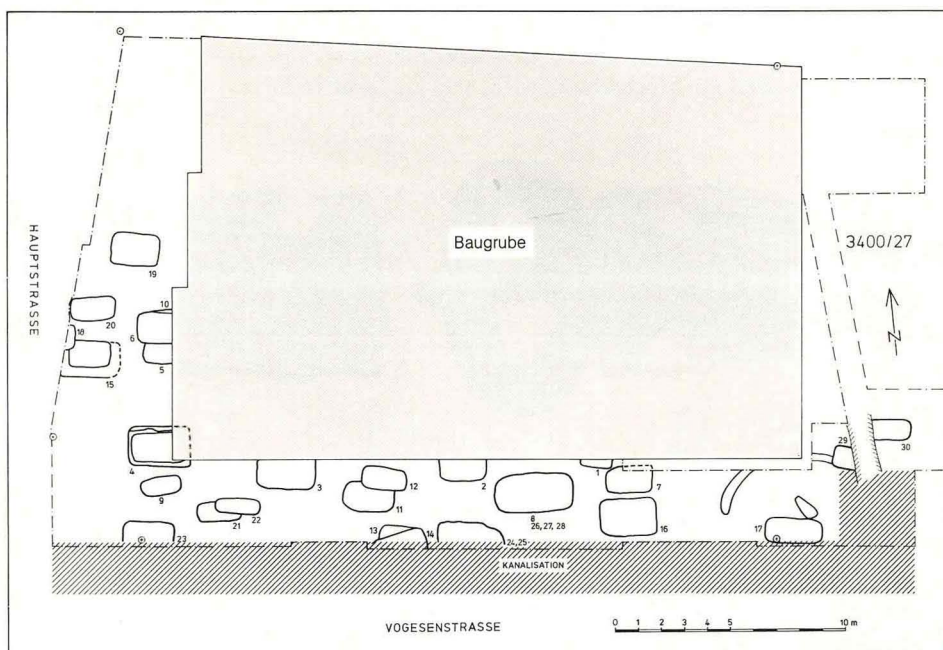


Abb. 31: Urloffen. Merowingerzeitliches Gräberfeld. Der Plan läßt deutlich erkennen, welche Zerstörungen die unbeobachtet ausgebagerte Baugrube in diesem landesgeschichtlich überaus wertvollen Fundareal angerichtet hat.

worden ist. Damit wird es wahrscheinlich, daß die frühmittelalterliche Vorgängerin der Martinskirche zwar nicht weit entfernt, aber doch außerhalb des heutigen Innenraums liegt. So muß hier die durchaus mögliche Klärung der merowingerzeitlichen Situation vorerst zurückgestellt werden, damit auch die Frage nach der eventuellen Rolle der Franken in diesem für die Überwachung des Verkehrs und die militärische Sicherung des rechten Rheinuferes wahrscheinlich wichtigsten Platz zwischen Kaiserstuhl und Basler Rheinknie.

Einigermaßen planmäßig, wenn auch ohne große Überraschungen verlief die Grabung in dem vor einigen Jahren entdeckten Reihengräberfeld von **Neudingen** (Schwarzwald-Baar-Kreis), das allmählich von einer Wohnsiedlung überbaut wird. Auf die Besonderheiten dieses Fundplatzes, der hervorragend erhaltene Hölzer und andere organische Reste geliefert hat, wurde schon verschiedentlich hingewiesen (Archäologische Nachrichten aus Baden 24, 1980). Die Untersuchung bewegte sich 1980 allerdings in einem weniger feuchten Teilbereich, wo sich auch keine Funde dieser Art einstellten (Abb. 33). Es bestätigte sich allerdings die bisherige Vorstellung einer ungewöhnlichen Größe dieses Friedhofs, der wahrscheinlich mit dem nahe gelegenen Hüfingen mit seinen bisher 700 Gräbern konkurrieren kann. Ein wahrhaft aufregender Fund ergab sich dagegen bei der Restaurierung früher schon geborgener Holzteile. Auf einem Rundstab, der als Teil eines Webstuhls anzusehen ist, fand sich eine ungewöhnlich lange und gut erhaltene Runeninschrift, das bisher längste epigraphische Zeugnis der alamannischen Frühzeit und zugleich die erste Inschrift auf einem hölzernen Gegenstand. Bisher waren Runen vor allem auf der Rückseite silberner Fibeln, auf Riemenzungen oder anderen Objekten aus edlem Metall entdeckt worden. Der Holzstab von Neudingen gibt uns Zeugnis von einem fast völlig untergegangenen Bestand von Inschriften, die sich nur unter außerordentlich günstigen Bedingungen erhalten konnten. Nicht uninteres-

sant, daß sich eine Frau als Runenschreiberin zu erkennen gibt, was für diese frühe Zeit, das 6. nachchristliche Jahrhundert, doch überrascht. Die Inschrift wird zusammen mit einer weiteren aus Eichstetten (Breisgau-Hochschwarzwald) von G. Opitz in dieser Zeitschrift vorgestellt werden.



Abb. 32: Urloffen. Aus einem der wenigen noch intakt angetroffenen Gräber stammt eine wohlerhaltene Gürtelgarnitur mit sorgfältig in Silberdraht ausgeführter Ornamentik. Halbe natürliche Größe.

Unter den verschiedenen Fundplätzen, die einzelne Gräber oder kleinere Ausschnitte aus Gräberfeldern geliefert haben, muß vor allem auf **Dürbheim** (Kr. Tuttlingen) verwiesen werden. Dieser Ort hat schon in den letzten Jahren durch außergewöhnliche Funde von sich reden gemacht. Südlich der Ortschaft, am „Häuslesrain“, ist ein kleines Gräberfeld vollständig untersucht worden, in dem zwei Generationen einer adligen Familie beigesetzt sind, nahe einem kleinen hölzernen Bau, der als Friedhofskapelle oder Memoria (Gedächtnisbau) zu deuten ist (vgl. Archäologische Nachrichten aus Baden 20, 1978, 22 und 24, 1980, 36). In der Nähe des Bestattungsplatzes können wir den zugehörigen Herrenhof, vielleicht sogar eine befestigte Anlage vermuten.

Im vorigen Jahr nun kamen am nordöstlichen Rand der Ortschaft, auf der gleichen Gemarkung also, zwei Gräber zum Vorschein die an eine ganz ähnliche Situation denken lassen: Auch hier eine Adelsfamilie der späten Merowingerzeit, die eigenen Hof und eigenen Begräbnisplatz anlegt, um ihre besondere soziale Stellung zu unterstreichen. Denn eines dieser Gräber enthielt einen kostbaren goldenen Ohring (Abb. 34), wie wir ihn nur aus sehr reichen Bestattungen kennen, die teilweise schon im Zusammenhang mit frühen Kirchen angelegt worden sind. Leider ist es derzeit nicht möglich, diesen interessanten Befund weiter zu verfolgen. Dürbheim aber ist damit auf der geschichtlichen Karte dieses Raumes zu einem besonderen Punkt geworden. Zwei Herrenhöfe der ausgehenden Merowingerzeit auf der Gemarkung eines frühmittelalterlichen Dorfes sind ungewöhnlich und zeigen, daß diesem Platz eine gewisse politisch-militärische Bedeutung zukam, wahrscheinlich wegen der vorbeiführenden wichtigen Fernstraße, die in römischer Zeit gebaut und offenbar das ganze frühe und hohe Mittelalter hindurch benutzt worden ist.

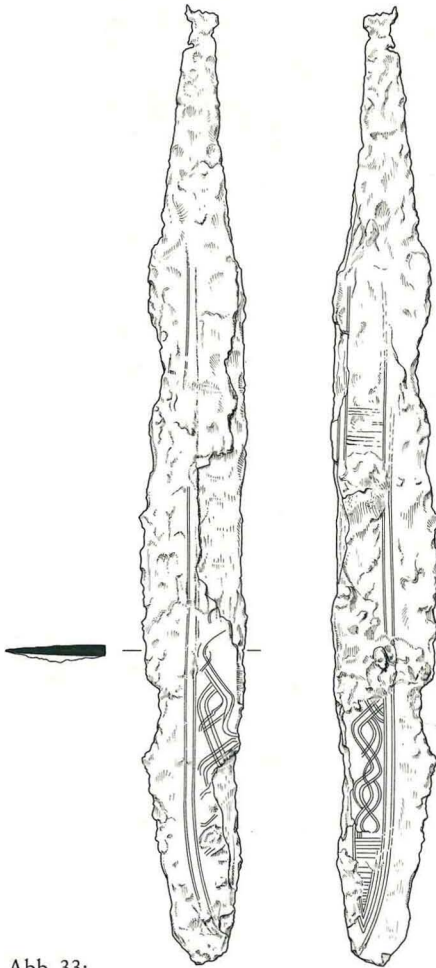


Abb. 33:
Neudingen. Ein kurzer Sax, die einschneidige Hieb-
waffe des alamannischen Kriegers, zeigt
noch Reste eingeschnittener Flechtband- und
Streifenornamentik. Ähnliche Muster waren
auch auf der Lederscheide eingepreßt, die sich
aber in diesem Fall nicht erhalten hat. Länge
der Waffe etwa 40 cm.

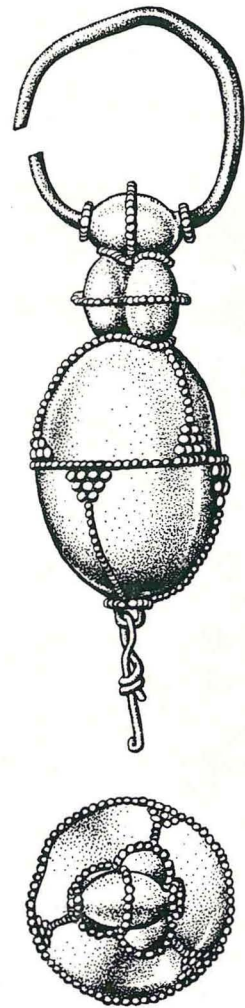


Abb. 34:
Dürbheim. Ein filigranbelegter, goldener Bom-
melohr ring weist auf Verbindungen, die eine
hier ansässige Familie der späten Merowing-
zeit mit donauabwärts gelegenen Gebieten ge-
habt hat. Gleichzeitig vermittelt dieses seltene
Stück mit seinem wertvollen Material und
seiner außerordentlichen handwerklichen Qua-
lität eine Vorstellung vom hohen sozialen Rang
seiner ehemaligen Besitzerin. Stark vergrößert.

Könnten wir Denkmalpflege als systematische Forschung betreiben, um abschließend diesen Gedanken noch einmal aufzugreifen, müßten wir den Spaten jetzt an einer nahe bei Dürbheim gelegenen kleinen Burganlage ansetzen, wo wir vermutlich weitere Aufschlüsse über diesen landesgeschichtlich überaus wertvollen Befund erhalten könnten. Aber auch mit dem, was aus Notbergungen gewonnen wurde, läßt sich deutlich machen, daß selbst von einer „zufalls-gesteuerten“ Denkmalpflege – soweit ihr Personal und Mittel zur Verfügung stehen – Jahr für Jahr wichtige Fortschritte in unserer Kenntnis des frühen Mittelalters zu erwarten sind.